Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 177 (1898)

Artikel: Der Untergang Berns und der alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798
Autor: Schneebeli, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374185

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Untergang Berns und der alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798.

Von Heinr. Schneebeli.

Nie, in keiner Epoche seines fünfhundertjährigen Daseins hat das schweizerische Volk eine so vollständige Umwandlung und wieder Rückwandlung seines ganzen Seins und Denkens, aller seiner staatlichen und selbst privaten Verhältnisse durchgelebt, als wie vor hundert Jahren, schreibt Professor Dr. Hilty in seiner Geschichte der Helvetik.

Die Sturmfluth der großen französischen Revolution, welche im Jahre 1789 ihren Anfang nahm und ein neues Zeitalter eröffnete, indem sie die bis dahin verletzten Menschenrechte als das Alphabet der Freiheit verkündigte, warf ihre Wogen bald über die Grenzmauern unseres Vaterlandes. Die neuen demokratischen Ideen fielen in diesem Lande auf fruchtbaren Boden und fanden zahlreiche Anhänger, besonders unter der Bürgerschaft der waadtländischen Städte. In Paris entstand schon im Beginn der Revolution eine Gesellschaft revolutionär gesinnter Schweizer, der helvetische Klub, auch Schweizerklub genannt, dessen Häupter, meistens Genfer und Freiburger, wegen den Unruhen 1781 aus ihrer Heimat verbannt worden waren. Ihre Thätigkeit richtete sich hauptsächlich auf die in französischen Diensten stehenden Schweizerregimenter, die sie für die Revolution zu gewinnen und deren Disziplin sie zu lockern suchten. Wirklich erzeugte diese Agitation bald unter den Truppen den Geist der Insubordination und viele Soldaten verließen ihre Fahne und betheiligten sich an den Aufständen.

Die bewaffnete Neutralität der Schweiz, die man proklamirt hatte, war in Wahrheit eine unbewaffnete, passive, die sich lediglich auf die sorglose Zuversicht und auf das blinde Vertrauen in die Anerkennung derselben durch die kriegführenden Mächte stützte, anstatt auf die eigne Kraft, die Angreifer energisch von der Landesgrenze zurückzutreiben, so daß die Neutralität mehrmals ungestraft verletzt, und somit der Schweiz mehr und mehr die allgemeine Achtung entzogen wurde.

Der erste Aufstand erhob sich im Unterwallis, das von den sieben Zehnten nicht besser regiert wurde als die gemeinen Vogteien der Eidgenossen. Es vertrieb seine Blutsauger, entbehrte aber noch kräftiger Führer und büßte seinen Schritt mit schweren Kosten und Demüthigungen.

Im Waadtland fanden die Reden für Freiheit und Gleichheit ein lebhaftes Echo. Der Jahrestag des Bastillensturmes wurde von den Schützenvereinen durch glänzende Bankette gefeiert. Bern schickte aber auserlesene Truppen mit 60 Geschützen an den Genfersee und trieb eine große Zahl der tüchtigsten Männer ins Ausland.

Das Volk des Bisthum Basel hatte über viele Mißbräuche zu klagen, allein der Bischof rief österreichische Truppen ins Land, so daß einige Anstifter von Unruhen streng bestraft wurden. Als aber die Franzosen bald einen Theil des bischöflichen Gebiets besetzten, wendete sich das Blatt und die Landschaft suchte ihr Heil im Anschluß an Frankreich.

Den traurigsten Beweis von übermüthigem Herrscherstolz legte das als mild und weise gerühmte Zürich ab. Die Hauptstadt beutete ihre Vorrechte in Handel und Gewerbe mit kleinlicher Habgier aus. Als die große Losung der Gleichheit in Rechten und Pflichten erscholl, empfand das lebhafte Seevolk die Zurücksetzung am meisten. In einigen Seegemeinden wurden Lesevereine gegründet, die Mitglieder derselben besprachen sich im Stillen über die Lage des Landes und beschlossen, eine Denkschrift über die bestehenden Mißverhältnisse der hohen Obrigkeit einzureichen. Das an sich unschuldige Unternehmen betrachtete aber die Regierung als Versuch zur Empörung und verhängte über die Urheber harte Strafen. Der ehrwürdige Seckelmeister Jak. Bodmer von Stäfa wurde gebunden auf die Richtstätte geführt, das Schwert über seinem grauen Haupte geschwungen und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Mit diesem Verfahren gruben die Regenten sich selbst das Grab, in welches sie drei Jahre später, unbetrauert und vom Hohne des Volkes begleitet, sinken sollten.

Im fürstlichen Stift St. Gallen boten mancherlei Beschwerden Anlaß zu Unruhen. Zu Goßau, zwei Stunden von St. Gallen, fanden Versammlungen statt, um sich über die auf dem Volke ruhenden Lasten zu besprechen. Als kühner Volksmann that sich besonders der Briefträger Johannes Künzle hervor, ein unternehmender aber auch schlauer und verschlossener Mann, der als Held des Tages in Volksliedern besungen und dessen Bildnis die Wand mancher stillen Wohnung auf dem Lande deckte. Da kam der Abt Beda, ein überaus gutmüthiger Fürst, dem Volke entgegen und schloß einen gütlichen Vertrag, der dasselbe zufrieden stellte. Unter seinem Nachfolger, einem Haupte der strengen Partei, schlug die Bewegung aber in Parteikampf und Empörung um. Der Abt entfloh und die Schirmorte mußten

*

vermitteln. Die Landschaft erhielt eine selbständige Regierung wie das Toggenburg; dem Kloster blieben nur geringe Rechte übrig.

In Graubünden lebten die alten Parteihändel nochmals auf. Die Oligarchen leiteten den Staat nach Willkür und zogen daraus reichen Gewinn. Dieser Regierung müde, setzten die Patrioten ein Strafgericht ein und schafften viele Mißbräuche ab, die Schuldigen wurden um große Summen gebüßt. Die Reform konnte jedoch nicht durchgeführt werden, da die Gegner, von Oesterreich unterstützt, das Volk einzuschüchtern wußten. Unterdessen erwachte im Veltlin wieder lebhafter als je die Begierde, von den drei Bünden abzufallen. Die Häupter der Verschwornen setzten alle Hoffnung auf den General Bonaparte, der die Oesterreicher aus Italien hinausgeworfen hatte. Die Bündner würden die schöne Landschaft behauptet haben, wenn sie derselben gleiche Rechte gewährt hätten; Bonaparte bot ihnen dafür seine Vermittlung an. Allein die Regierung ließ die kostbare Zeit nutzlos verstreichen und schickte keine Botschaft zur Unterhandlung. Gereizt erklärte endlich der General, es stehe den drei Provinzen frei, sich mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen, denn ohne Verletzung des natürlichen Rechts könne kein Volk einem andern unterthan sein. Sein Rath ging bald in Erfüllung. Alle Bemühungen der Bündner, das Geschehene rückgängig zu machen, blieben erfolglos.

Auf diese Weise schritt die Zersplitterung der alten Eidgenossenschaft vorwärts. Das Patrizierthum verlor seinen Boden im Waadtlande, das Zunftregiment am Zürichersee und der Krummstab in der alten Landschaft St. Gallen. So waren denn nur noch die innern demokratischen Kantone und die gemeinen Herrschaften von der Revolution nicht berührt. Auch ihr Schicksal sollte sich indessen bald erfüllen.

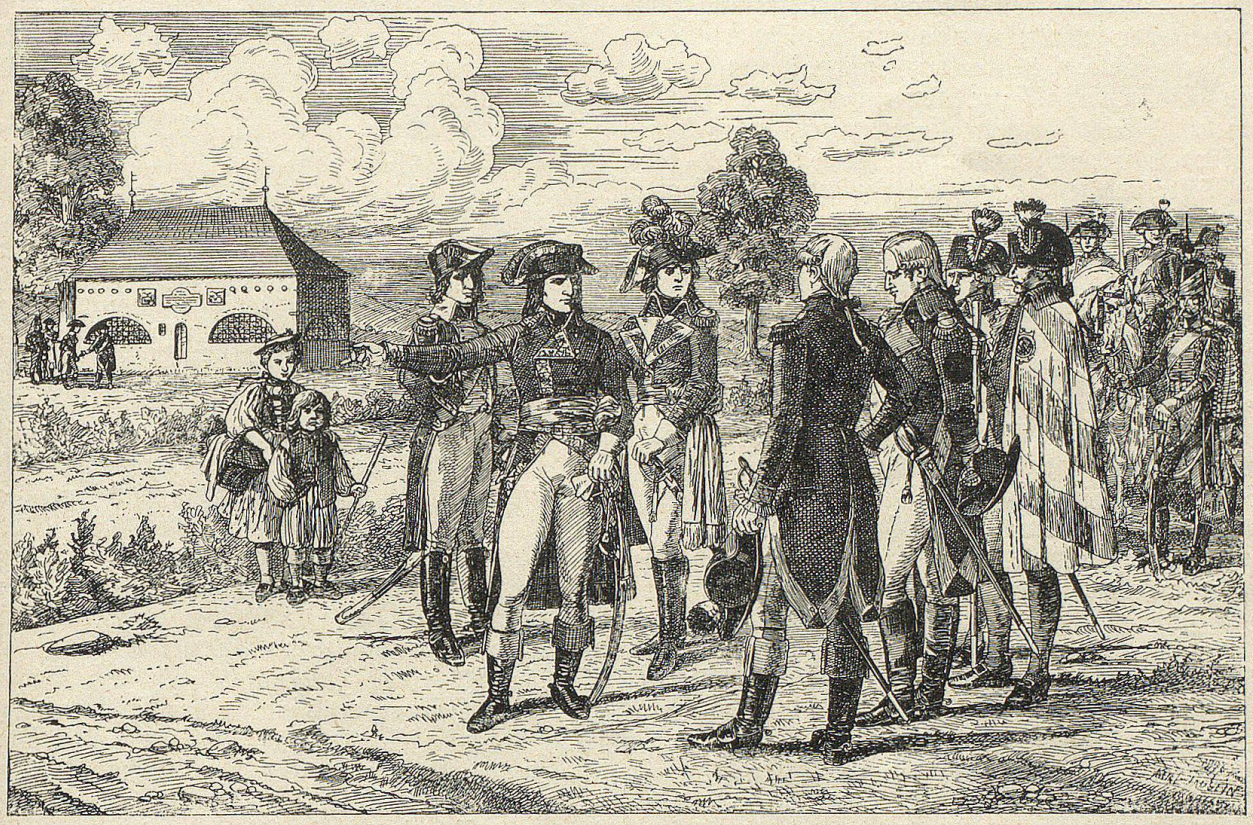
Ehe dies geschah, sagt der Geschichtschreiber Henne-Amrhyn, bot die Eidgenossenschaft ungefähr das Bild des Vogels dar, der vom Blicke der Klapperschlange gebannt wird, ohne ihrem Rachen entfliehen zu können. — Der Untergang der alten Eidgenossenschaft war nämlich von Seite des Schweizerklubs in Paris schon längst eine beschlossene Sache. Am eifrigsten förderte sie Friedrich Cäsar Laharpe von Rolle. Gekränkt durch die Herrschaft der Berner hatte er jung die Heimat verlassen und wurde Lehrer der russischen Großfürsten Alexander und Konstantin; auch in der Hofluft von Petersburg blieb er ein feuriger Republikaner. Er kämpfte in Zeitungsartikeln und Flugschriften für die verlornen Rechte der Waadt; dafür verfolgte ihn die Regierung als Erzrebellen. Von glühendem Haß gegen die Oligarchen erfüllt, ging er 1797 nach Paris. In kurzer Zeit floß eine Menge von Schmähschriften aus seiner Feder; die Herren von Bern und Freiburg wurden als Tyrannen, Verderber des Vaterlandes und treulose Feinde der Franzosen dargestellt. Endlich ersuchte Laharpe an der Spitze von 22 Verbannten das französische Direktorium, die früher genossenen Freiheiten des Waadtlandes wieder herzustellen.

Die Zeit zur Ausführung war in der That gekommen. Die schweizerischen Regierungen sahen das Ende deutlich voraus, aber sie hatten weder die Kraft, ihm gerüstet entgegenzutreten, noch den Gerechtigkeitssinn, es durch Einführung politischer Gleichberechtigung abzuwenden. Man gerieth in ein fortwährendes Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung und suchte schließlich Freunde und Feinde in guter Laune zu erhalten, während man, sich auf die Dankbarkeit der eigenen von ihren Fesseln befreiten Völkerschaften stützend, vollkommen im Stande gewesen wäre, jeder Eventualität trotzig ins Auge zu schauen.

Die französische Regierung hatte bereits einen Weg gefunden, der zum Ziele führte. Sie schickte Josef Mengaud, einen erprobten Wühlagenten, als Gesandten nach Bern und Zürich, um die Ausweisung des englischen Gesandten und die Vertreibung der französischen Emigranten zu fordern. Die Schweizer gaben nach. Diese Schwäche ermuthigte den Feind. In diesen Tagen begab sich Bonaparte aus Italien durch die Schweiz nach dem Kongresse von Rastatt. Seine Expedition nach Egypten, um die englische Seeherrschaft zu brechen, stand bevor. Dazu mußte er Geld haben, das in Frankreich fehlte. In der Schweiz sollte es geholt werden, daselbst suchte er die Stimmung kennen zu lernen. In der Westschweiz erntete der Held des Tages als „Befreier Italiens“ begeisterte Huldigungen. Auf dem Schlachtfelde von Murten hielt er kurze Rast. Dort soll er die Worte gerufen haben: „Man wird diese Gegend mit zweitausend Mann besetzen.“ Bern hatte alle Vorsorgen für eine glänzende Aufnahme des jungen Helden getroffen; er achtete aber nicht darauf, schlug das angebotene Gastmahl aus und blieb im Wagen, ohne die verhaßte Aristokratenstadt zu betreten. Weiter ging's durch Grauholz Fraubrunnen zu. Erst in der Landschaft Basel, wo eine mächtige Begeisterung für Frankreich herrschte, machte er wieder Halt. In Liestal empfing man ihn mit grenzenlosem Jubel. „Votre Liestal est bien patriote“ bemerkte der Gefeierte mit frohem Lächeln, als er in der Stadt

Basel ankam, wo er aber nur mit dem Oberzunftmeister Ochs konferirte.

Ochs und Laharpe, Bonaparte und der Direktor Reubel, ein Advokat aus dem Elsaß, der seiner Zeit einen Prozeß gegen die Herren von Bern verloren, seitdem erbitterter Feind der Schweizer, beriethen nun gemeinsam in Paris eine Umwälzung der alten Eidgenossenschaft. Unterdessen nahmen die Franzosen auch den neutralen Theil des Bisthums Basel in Besitz und rückten an den Bielersee vor. Mengaud setzte sich als Gesandter in Basel fest und begann



„Man wird diese Gegend mit zweitausend Mann besetzen."

die ihm übertragene Maulwurfsarbeit. Das Direktorium erklärte die Regenten von Bern und Freiburg mit ihren Köpfen haftbar für die Sicherheit der Waadtländer, die den Schutz der Republik suchen würden. Bern wies die Drohung würdig ab, allein es schwankte in seinen Entschlüssen. Heute überwog der Widerstand, morgen die Nachgiebigkeit.

Auf Berns Gesuch versammelte sich, um gemeinsame Maßregeln zu ergreifen, eine Tagsatzung in Aarau. Es war die letzte der alten Eidgenossenschaft. Sie ward am 27. Dezember 1797 eröffnet und dauerte bis zum 31. Januar des nächsten Jahres. Beim Mangel einer eidgenössischen Kriegsverfassung empfahl sie den Kantonen, zur Vertheidigung des Vaterlandes das Ihrige beizutragen. Einige trösteten sich mit dem Gedanken, der Sturm, der sich in Frankreich gegen die Schweiz vorbereitete, würde sich nur über die Aristokraten von Bern, Solothurn und Freiburg entladen. Die Tagherren rathschlagten lange mit beklemmten Herzen; sie fürchteten, ein kräftiges Auftreten könnte die Gefahr vergrößern, und versuchten, nochmals den Feind durch Nachgiebigkeit zu bekehren, beschlossen daher, die letzten Emigranten — Greise und Kinder — wegzutreiben.

Durch neue Beschwörung der fünfhundertjährigen Bünde hoffte die Tagsatzung, sich bei den fremden Mächten in Achtung zu setzen. Man bildete sich ein, den Krebsschaden der Schweiz zu heilen, wenn man ihn mit Blumen zudeckte. Unter Glockengeläute und Kanonendonner fand die Feierlichkeit statt; prächtige Reden wurden gehalten. Nach geleistetem Schwur umarmten sich die Gesandten unter lautem Beifallsruf des Volkes. Eidschwüre, Feste, Beredtsamkeit, Freudengeschrei, alles wurde aufgeboten, um die gefühlte aber nicht eingestandene Ohnmacht zu verbergen. Allein um die alte Eidgenossenschaft war es geschehen. Kaum war der letzte

Tagherr mit seinem Troß zum Stadtthore hinaus, so wurde der schon längst bereit gehaltene Freiheitsbaum mit festlichem Geleite in die Stadt geführt, unter Toasten, Musik und Geläute aller Glocken aufgerichtet und die Aera der Freiheit mit Bruderkuß und Tanz eingeweiht. Noch während der Sitzungen der Tagsatzung nahm die helvetische Revolution ihren Anfang. Den ersten entscheidenden Schritt zu einer unblutigen Staatsumwälzung that Basel, die Vaterstadt von Peter Ochs. Sein Schwager, der Rathherr Peter Fischer hatte schon am 18. Dezember den Antrag auf Befreiung der Unterthanen gestellt, konnte aber nicht durchdringen. Hiedurch fühlte sich aber das Landvolk ermuthigt. Ein Klub in Liestal hatte das Zeichen zur Bewegung gegeben, Freiheitsbäume stiegen empor, dreifarbige Kokarden zierten den freisinnigen Bürger, drei Schlösser wurden verbrannt. In der Stadt siegte die Partei von Ochs; die Regierung dankte ab und der Große Rath verkündigte den Grundsatz der Einheit und Gleichheit. Eine Nationalversammlung übernahm die Berathung einer neuen Verfassung. Alles schwamm in Glück und Freuden.

In der Waadt herrschte eine steigende Aufregung. Es bildeten sich neue Vereine, Zeitungen und Flugschriften wirkten für den Umsturz, Aufwiegler durchzogen die Landschaft, um auch die Bauern dafür zu begeistern. Bern schickte eine Kommission ins Land, welche die Beschwerden anhören sollte. Oberst Wyß empfing die Vollmacht, mit den aufgebotenen Truppen nach Ermessen zu handeln; statt zu marschiren, schrieb er unnütze Proklamationen. Am 20. Januar erschien ein französisches Heer an der Grenze, mit dem Befehl, die Waadt gegen Gewalt zu schirmen. Am 23. meldete Laharpe, daß das Direktorium die „Lemanische Republik" anerkenne. Als zwei vom Gefolge der vom französischen Befehlshaber an Oberst Wyß abgeschickte Parlamentärs von Bauern erschossen wurden, bot dieses Begebniß den Franzosen den erwünschten Vorwand, in die Waadt einzurücken. Rasch wurde das ganze Land besetzt und die Umwälzung durchgeführt. Ueberall wurde der Bär, Berns Abzeichen, entfernt.

Sogleich erhob sich auch das Unterwallis. Die Herren gaben jetzt nach und anerkannten das bisher unterworfene Volk als gleichberechtigt.

Im Kanton Schaffhausen erging der Ruf von Neunkirch aus nach Gleichstellung mit der Stadt. Freiheitsbäume wurden errichtet und eine Anzahl Bauern drang in die Stadt. Dadurch eingeschüchtert proklamirte die Regierung vollkommene Freiheit und die „Junker" legten diesen Titel nieder.

Für die Umgestaltung der östlichen Schweiz waren die Vorgänge in Zürich entscheidend. Nach Anhörung des Berichtes einer Regierungskommission wurden die Strafurtheile aus den Jahren 1794 aufgehoben und allgemeine Vergessenheit erklärt. Die Märtyrer der Freiheit, der wackere Bodmer voran, wurden von ihren Freunden und Landsleuten im Triumphe aus dem Kerker abgeholt und die konfiszirten Waffen, die Kriegskosten und Bußen zurückerstattet. Die Obrigkeit mußte vollkommene Gleichheit proklamiren, aber diese verspäteten Schritte befriedigten die Gemüther nicht, so daß auf den Hülferuf Berns gegen den französischen Einfall sich kaum zwei Bataillone stellten.

Ganz unerwartet folgte dem Ausbruch der Bewegung im Kanton Zürich eine Umwälzung in Luzern und zwar unerhörter Weise von Oben herab, ohne daß unter dem Volke irgend eine Agitation zu bemerken gewesen wäre. Die Regierung schaffte „aus eigenem Antrieb" die aristokratische Ordnung ab und lud zur Wahl von Volksrepräsentanten ein, um eine neue Regierungsform zu berathen. Hätten die übrigen Patrizierkantone dieses hochherzige Beispiel befolgt, es wäre unserm Lande viel Unheil erspart worden. Sonderbarer Weise fand der Schritt der Regierung in der Stadt mehr Anklang als auf dem Lande. Die bereits mit einer Volksvertretung beschenkte Alte Landschaft des Stiftes St. Gallen hielt es für zweckmäßig, mit der nur noch dem Namen nach bestehenden Klosterherrschaft ganz zu brechen. Ein Landrath übernahm die Regierung und eine Landsgemeinde besetzte die Aemter des neuen Freistaates nach dem Muster Appenzell Außerrhodens je mit einem Landammann vor und einem solchen hinter der Sitter. Briefbote Künzle wurde regierender Landammann. Das Toggenburg erklärte sich ebenfalls unabhängig. Auch das Rheinthal, Sargans und andere Landschaften bewarben sich um die Freiheit. Glarus gab seine Hoheit über Werdenberg, Gaster und Uznach auf. Schwyz mußte folgen und den äußern Landestheilen gleiche Rechte gewähren.

Eine Tagsatzung in Frauenfeld gewährte endlich allen Vogteien die gewünschten Befreiungsurkunden. Ungeachtet des Beispiels ihrer unterjochten Mitbrüder blieben die Tessiner lange ruhig und zeigten trotz der erbärmlichen Regierung keine Absicht, von den herrschenden Kantonen abzufallen. Als aber Alles ruhig schien, landeten 250 cisalpinische Soldaten in Lugano. Eine provisorische Regierung verkündete Freiheit und Gleichheit und allgemeine Amnestie. Die regierenden Kantone

fügten sich in das Unvermeidliche, indem sie die Freiheit der italienischen Vogteien anerkannten.

So waren in wenigen Wochen vier Kantone in volksthümliche Freistaaten verwandelt und die gemeinen Vogteien und andere Unterthanenlande auf die gleiche Bahn gestellt. Einzelne Länder, wie Appenzell A. Rh. und Glarus, schenkten diesem Umschwung ihren Beifall; die übrigen sahen ohne Bedauern das Regiment der Städte fallen.

In dieser Lage richtete Freund und Feind seine Blicke auf Bern. Mehrere Stände riethen der Regierung, nicht eigensinnig wider den Strom zu schwimmen, sondern den Franzosen jeden Vorwand zur Einmischung zu entwinden. Die Machthaber konnten sich aber zu solchen Opfern nicht entschließen; sie zählten auf die Hülfe der Eidgenossen und rüsteten selbst zu tapferm Kampfe. Der größte Theil des Landvolkes theilte diese Gesinnung und war bereit, mit Weib und Kind zu sterben. Mehr als 30,000 Mann wurden aufgeboten und der Oberbefehl dem greisen Karl Ludwig von Erlach anvertraut. Einzelne drängten zu raschem und entscheidendem Handeln. Indessen rüstete sich Frankreich nach Bewältigung der Waadt zum Ueberfall Berns und der Westschweiz. Dem General Brune, einem Freund Bonapartes, wurde die Aufgabe gestellt, zuerst diejenigen Regierungen der Schweiz, welche sich nicht freiwillig demokratisiren lassen wollten, über den Haufen zu werfen und hernach das Land in einen Einheitsstaat zu verwandeln, in „eine und untheilbare Republik." Gemeinsam mit Brune sollte vom Jura aus General Schauenburg gegen Bern vorrücken. Hinter den Coulissen stand als „Oberregisseur" Bonaparte. Brune, ein verschlagener und abgefeimter Diplomat, erkannte die Schwäche seiner Mittel und knüpfte Unterhandlungen an, um die Berner zu täuschen und unterdessen alles Nöthige herbeizuschaffen, den Feind hingegen zu verwirren, zu theilen und wehrlos zu machen. Der Gesandte Mengaud log der Bernerregierung vor, Frankreich beabsichtige gar keine Invasion, oder wenigstens nur gegen renitente Kantone und werde, sobald dieselben demokratische Verfassungen angenommen, seine Truppen zurückziehen.

Die Folgen dieses Benehmens sollten sich bald zeigen. Als das bedrohte Bern seine Truppen einberief und zugleich seine Miteidgenossen um Hülfe anrief, stellten diese zwar ihre Truppen auf, aber langsam und unwillig. Luzern erklärte in einem Schreiben geradezu, es sende seine Truppen nur zur Vertheidigung der schweizerischen Unabhängigkeit, nicht aber zur Erhaltung aristokratischer Regierungsformen. Unterdessen sank für Bern die Hoffnung ehrvollen Widerstandes von Tag zu Tage. Die Regierung selbst entzweite sich, Mißtrauen und Groll erfüllte die Hauptstadt, Befehle wurden gegeben und widerrufen. Auch die Anführer der Truppen waren nicht einig. Das Volk faßte Argwohn gegen die Häupter, da und dort zeigte sich offener Ungehorsam.

Schon hatte indeß der Krieg begonnen. Das Täuschungssystem von Brune war vom besten Erfolg begleitet. Am 1. März begann Schauenburg, einer der besten Taktiker seiner Zeit, mit 15000 Franzosen vom Münsterthal aus den Angriff und nahm das Schloß Dornach ein. Am folgenden Tage schlug er die überraschten Berner bei Langnau und tödtete ihnen 200 Mann. Dann rückten die Franzosen über Grenchen nach Solothurn. Die Obersten v. Büren und v. Wattenwyl versperrten ihnen den Zugang. Allein hinter deren Rücken verhandelte die Solothurner Regierung und schloß mit Schauenburg eine Kapitulation. Um Mittag zogen die Franzosen in Solothurn ein. Die Straße nach Bern stand ihnen jetzt offen. Kaum eine Stunde später fiel auch Freiburg in die Gewalt des Feindes. In Bern erzeugten diese Vorgänge die größte Aufregung. Da versammelte sich zum letzten Male der Große Rath der alten Republik Bern und beschloß die Abdankung der bisherigen und Niedersetzung einer provisorischen Regierung von 105 Mitgliedern. Nachdem die neue Organisation durchberathen war, stieg der 69 jährige Schultheiß Steiger, unter dem aufrichtigen Schmerze der Anwesenden, würdevoll von seinem Sitze herab, verbat sich jede Einwilligung in eine Kapitulation und entfernte sich langsam und wehmüthig aus dem Saale, hoffend, auf dem Felde der Ehre den ersehnten Tod zu finden. — Das alte Bern hatte ausgelebt. — Die Franzosen rückten indessen vor. Murten wurde noch am 3. März besetzt und die Kapelle zerstört, welche den Sieg verewigte, den die Eidgenossen auf Anstiften eines französischen Königs über dessen mächtigsten Feind errungen hatten. Die Gebeine der Burgunder gingen in Rauch auf und ein Freiheitsbaum bezeichnete die Stelle.

Am folgenden Tage unternahmen die Franzosen einen Scheinangriff auf Güminen, in der Absicht, die Berner von Neuenegg, dem Hauptangriffspunkte, abzulenken. Nach längerer Kanonade mußten sich die Berner zurückziehen. Zuchtlosigkeit und Aufruhr griffen kläglich um sich; zwei Berneroberſten (Ryhiner und Stettler) wurden von wüthenden Landstürmern, die zum Theil betrunken waren, ermordet. Die Truppenmacht, die Bern zur Verfügung stand, war keineswegs genügend. Den 15000 Bernern

standen französischerseits etwa 25000 Mann Angriffs- und 15000 Reservetruppen gegenüber, kampfbegierige, beutelustige und kriegsgewandte Soldaten von der Rheinarmee. Die eidgenössischen Zuzüger waren schon fort unter dem Vorwande, den eigenen Herd zu schützen, bis auf die Zürcher, die aber nicht ins Gefecht kamen. Berns Unglückstag, der 5. März, brach an. Morgens früh nach 1 Uhr begann der Angriff auf Neuenegg. Die Berner unter Graffenried leisteten hartnäckigen Widerstand. Doch gelang es den Franzosen, über die Sense hinüber zu kommen und die Berner zurückzuschlagen. Der größte Theil der letztern floh bis gegen die Hauptstadt; nur bei Niederwangen richtete eine Scharfschützenkompagnie unter den feindlichen Truppen großen Schaden an. Jetzt ertönten die Sturmglocken; selbst Greise und Frauen griffen zu den Waffen, das Vaterland zu retten. Rasch sammelte Graffenried neue Truppen und warf sich mit heldenmüthiger Tapferkeit auf die Franzosen. Diese wurden von Wangen bis Neuenegg zurückgetrieben und an der Sense zum zweiten Male angegriffen. Mit dem Bajonett und Flintenkolben, mit allen Waffen, die Muth und Verzweiflung den angeschlossenen Freiwilligen in die Hände gegeben hatten, von den begeisterten Bataillonen, von dem Landsturm, Greisen und Weibern zurückgetrieben und hitzig verfolgt, wichen die Sieger von Italien in wilder Flucht durch die Sense zurück und erlitten noch von der letzten Anstrengung des sterbenden Berns eine beinahe schimpfliche Niederlage. Achtzehn Kanonen waren erbeutet und weit und breit das Kampffeld von erschlagenen Feinden bedeckt; die Berner zählten nur 135 Todte. Mit freudigster Genugthuung sahen die Berner auf ihre siegreiche That zurück. Sie sollten aber schmerzlich genug enttäuscht werden. Der gewonnene Erfolg zerrann in völliges Nichts, weil im Norden Alles verloren ging. „Den Sieg erfochten, das Vaterland verloren!“ war die Klage manchen Kriegers, als die Nachricht von der Kapitulation Berns und der Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, eintraf.

Hitzig verfolgt wichen die Sieger von Italien in wilder Flucht durch die Sense zurück.

Im Grauholz stand Erlach mit der Hauptmacht. Er und Schultheiß Steiger ermunterten die Mannschaft zu tapferer Gegenwehr. Die Lage daselbst war für die Berner nicht günstig, zudem waren die Truppen zerstreut aufgestellt. Unter heftigem Geschützfeuer umgingen die Franzosen die linke Flanke der Berner. Der heftigste Kampf tobte auf der

Front, besonders in der Nähe von Steiger und Erlach. Der muthige Altschultheiß suchte den Tod auf dem Stamm einer gefällten Eiche und sprach seiner Umgebung Muth zu; Kugeln sausten um ihn herum, aber keine entsprach seinem heißen Wunsche. Schließlich fielen die Franzosen den Bernern in den Rücken und nöthigten sie zum Rückzuge. Dritthalb Stunden dauerte der Kampf. Die amtliche Zeitung der französischen Regierung redet mit Verwunderung von diesem mörderischen Gefecht, worin der kriegsunerfahrene, von keinen geschickten Offizieren zu lähmen. Ströme von Blut rötheten den Boden des düstern Waldes; allein die Tapferkeit und Vaterlandsliebe mußte der Ueberzahl und der Kriegskunst weichen. Ungeachtet ihrer Verluste, ihrer Erschöpfung und dem Mangel an allen Stärkungsmitteln zogen sie sich, doch unter beständigem Kampfe, zurück. Männer, Frauen, Kinder, Vieh, das auf den Wiesen weidete, fielen über einander unter den feindlichen Bajonetten, Säbeln und Kartätschen. „Ich muß zur Steuer der Wahrheit sagen, schrieb Schauenburg an das französische Direk-

„Soll ich — sprach er — den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun des Todes von den Händen der Meinigen sterben?

geführte Landsturm die stärksten Beweise von Muth und Verzweiflung gab. Diese Wackern, heißt es, zerstreut und ohne andere Waffen als Sensen und Keulen, stellten sich vor die Mündung der Kanonen und ließen sich von den Kartätschen zusammenschmettern. Selbst wenn die französischen Soldaten sie aus Menschlichkeit schonen wollten und ihnen zuriefen, sich zu ergeben, stürzten sie sich auf die Kanonen, um das Vorrücken auf die Hauptstadt zu verhindern. Frauen sogar klammerten sich an die Räder, um sie aufzuhalten, oder stellten sich vor die Feuerschlünde, um deren verheerende Wirkung torium, daß es erstaunlich ist, wie Truppen, welche seit zweihundert Jahren keinen Krieg geführt haben, voll Tapferkeit fünf Angriffe nach einander aushielten und kaum aus einer Stellung verdrängt, immer wieder eine neue einzunehmen wußten."

Erlach und Steiger wurden in die Flucht hineingerissen. Bezüglich Steigers erzählten später französische Husaren, sie hätten am Saume des Waldes einen Greisen in kriegerischer Haltung gesehen; sein ehrwürdiges Ansehen habe sie aber abgehalten, ihn gefangen zu nehmen. Auf zwei treue Begleiter gestützt zog Steiger, noch einen letzten Blick auf seine

unglückliche Vaterstadt werfend, unter fortwährender Todesgefahr durch die erbitterten Schaaren der Berner, welche vom Wahne befangen waren, verrathen worden zu sein. In Muri bei Bern gelang es seinen Begleitern, einen kleinen Wagen zu erhalten, auf welchem der Schultheiß das Dorf Münsingen erreichte. Hier aber wurde er plötzlich von fanatisirten Bauern umringt. Hundert Bajonette kehrten sich von allen Seiten gegen ihn, während Andere ihn mit ihren Fäusten angriffen. Gelassen wandte sich der ehrwürdige Mann gegen die Wüthenden: „Soll ich — sprach er — den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun des Todes von den Händen der Meinigen sterben? Ich fürchte auch diesen Tod nicht mehr. Aber ihr müsset doch wissen, wen ihr tödtet!" Bei diesen Worten entblößte er seine Brust und am Ordensbande erkannten die Leute den ehemals angebeteten Landesvater. Ein ehrfurchtsvolles Grauen lähmte die ausgestreckten Fäuste. Die Bajonette senkten sich. Entwaffnet und schweigend starrten die Männer Steiger an. Langsam fuhr der Wagen durch die Reihen hin, keiner wagte es, ihn anzuhalten. Manche Stimme rief: „Fliehet!" Manches Auge füllte sich mit Thränen beim Anblick der demüthigen Lage dieses einst so stolzen Oberhauptes. Mit Mühe erreichte er fliehend das Ausland, um als Verbannter zu sterben.

Nach dem Rückzuge im Grauholz versuchte Erlach seine Truppen auf dem Breitfelde nördlich von Bern zum letzten Kampfe für die Vaterstadt wieder zu sammeln. Da kam aus der Stadt ein Parlamentär zu Schauenburg zum Abschluß einer Kapitulation. Erlach wendete sich hierauf gegen das Oberland, in der Absicht, daselbst den Kampf fortzusetzen. Er stieß mit seinen Begleitern auf Landstürmler aus Oberhasle im Dorfe Wichtrach. Kaum vernahmen diese die traurigen Ereignisse des Tages, so wurde er vom Pferde gerissen und als Gefangener fortgeschleppt. Andere Landstürmer aus dem Oberland kamen hinzu; unter ihnen verlangten auch Weiber mit Ungestüm den Tod des Feldherrn, denn sie wollten ein Opfer haben. Er ward auf einem Wagen geknebelt und vor Durst und Mattigkeit keuchend fortgezogen. Alles schrie: „Macht ihn nieder!" Zuerst scheuten sich die Soldaten, den Mord zu vollziehen. Er ward nur leicht von einigen Bajonetten verwundet. Beim Anblick des Blutes warfen sich die Weiber auf ihn und rissen den General in Stücke. Ein solches Ende nahm der würdige Sprößling des Siegers von Laupen.

Am 5. März Mittags 1 Uhr zog Schauenburg mit 6000 Mann in Bern ein, dessen Boden nie ein feindlicher Soldat betreten hatte. Er hielt strenge Mannszucht und in der Hauptstadt wurden verhältnißmäßig wenig Excesse verübt; um so greulicher wütheten die Franzosen in der Umgegend. Alle Schatzgewölbe und Kassen wurden in Beschlag genommen, die Vorräthe im Zeughaus — 250 Kanonen, 30000 Flinten und viele werthvolle alte Rüstungen und Fahnen — fortgeschleppt, daneben große Lieferungen für die Armee gefordert, sogar die drei Bären, der Stolz und die Zierde Berns, wurden nach Paris geführt. Aehnlich ging es in Solothurn und Freiburg zu. In seinen Fall riß Bern auch die ganze übrige Schweiz. Wenigstens unterblieb vorderhand weiteres Widerstreben. Die Schweiz war ein erobertes Land und wurde als solches arg hergenommen und ausgebeutet. Die politische Umwälzung wurde weitergeführt; wo noch alte Regierungen am Ruder waren, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu weichen. So war, nach einem Dasein von einem halben Jahrtausend, die Eidgenossenschaft durch den Stoß von Westen her wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.

Es waren trübe Tage. Allein diese Zeit des Unglücks und des nationalen Siechthums war eine Schule des Volkes und eine Zeit heilsamer Läuterung. Aus ihr ging der Genius des Schweizervolkes, der so lange krank darnieder gelegen, endlich in neuer Kraft und Gesundheit hervor. Ein halbes Jahrhundert später erhob es sich in patriotischer Begeisterung und gründete den neuen Bund, legte den Grund zu der nationalen Einheit des Schweizervolkes, einer Einheit, die, weil auf volksthümlicher und geschichtlicher Grundlage beruhend, Bestand hat, die der Weiterbildung fähig ist und die ganz neue Bahnen nationaler Entwicklung eröffnete. So entstand nach dem Unglück von 1798 nach langer Zeit neues Leben. Auch das alte Bern lebte wieder auf im neuen Bunde zu neuer Kraft, als der Hort und die Zierde und als starke Wache der jungen Schweiz.

Mögen die Lehren, die uns die Geschichte jener Tage bietet, niemals vergessen werden. Möge unser Volk stets bedenken, daß unsere nationale Existenz auf der Achtung beruht, die wir unsern Nachbarstaaten abnöthigen. Achtung erwirbt sich aber nur derjenige Staat, welcher vor allem sich selbst achtet und der die feste Entschlossenheit zeigt, alle ungebührlichen Zumuthungen und Eingriffe Fremder in seine Rechte und Freiheiten zurückzuweisen — mit Aufbietung aller Kräfte, wenn nöthig mit dem Schwerte. Ein Volk, das feige ist und sich nicht schlagen will, hat Mohamed seinen Gläubigen vor tausend Jahren zugerufen, wird von Gott gestraft

und ein anderes an seine Stelle gesetzt. — Wir schließen diese denkwürdige Schilderung mit den schlichten Worten des alten Battenhans, der den Kampf im Grauholz als 20jähriger Jüngling mitgemacht und mit Vorliebe den Enkeln seine Erlebnisse erzählte: „Es ist sonst eine liebliche Fahrt den Thunersee hinauf, seinen friedlichen Gestaden nach, geschaukelt vom Spiele der Wellen. Aber ach! am 5. März war eine traurige Heimfahrt. Es wurde uns bang und wehmüthig ums Herz in unsern heimatlichen Bergen. Wenn wir sonst leicht und wohlgemuth von Interlaken auf den Beatenberg stiegen, so fiel es uns heute schwer auf die Brust in unsern braunen Hütten droben auf dem Berg. Es kam eine dunkle Zeit, aber bald wurde es licht, auf Regen folgte wieder Sonnenschein, und unser Volk genießt jetzt mehr Freiheit und Wohlstand als in der gerühmten guten alten Zeit. Möget ihr euch derselben würdig zeigen und sie noch lange genießen in unserm schönen Vaterland!"

Vor der Christbescheerung.

Vor dem Laden an der Straße
Trotz der Kälte Kinder stehen,
Sich des Christkinds schöne Sachen
In der Nähe zu besehen.

Trommeln hangen da und Pfeifen,
Geigen auch und Hampelmänner,
Puppen in gar feinen Kleidern,
Ross' und Kühe für den Kenner.

Alles, was ein Kinderherzchen
In der Weihnachtszeit mag hoffen,
Wird in farbigem Gepränge
Hier in Menge angetroffen.

Freudig trägt sein Schwesterlein
Starken Arms der muntre Knabe,
Daß die Kleine frohen Glückes
An den Gaben sich erlabe.

Nicht den Kindern sind die Sachen,
Und doch freuen sie sich innig;
Schwesterlein umhalst den Bruder
Und frägt ihn dann schüchtern sinnig:

„Gelt, das Christkind liebt uns Alle,
Allen wird es etwas bringen,
Wenn wir brav sind bis am Abend,
Da die Weihnachtsglocken klingen?"

Segne Gott euch eure Freuden!
Mich laßt nur den Wunsch erneuen,
Daß wir Große auch so neidlos
Uns an dem, was Andern, freuen!

B.